

Zeitschrift: Historischer Kalender, oder, Der hinkende Bot
Band: 242 (1969)

Rubrik: Das Bernbiet ehemals und heute

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 05.04.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Das Bernbiet ehemals und heute

Die Kirchen des Simmentals

Zweisimmen – Eingangspforte des Glaubens

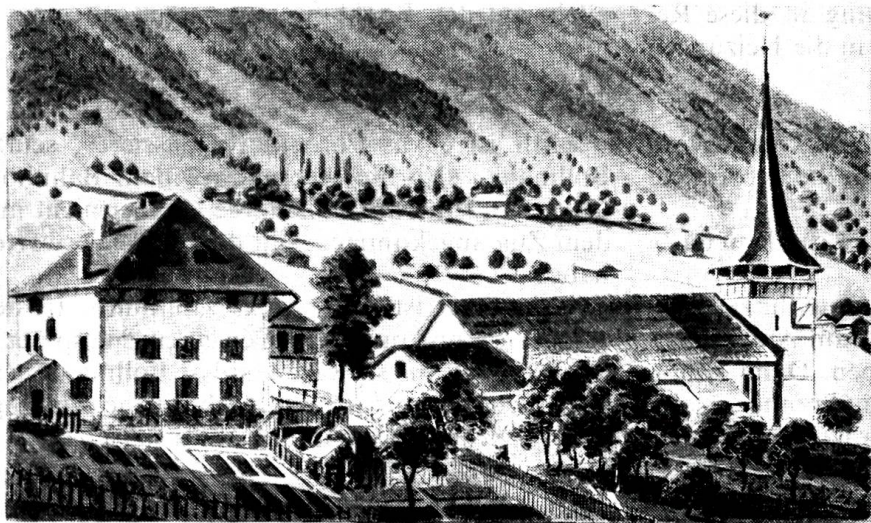
Die frühen Regungen christlichen Lebens in unsern Alpentälern entziehen sich des Messens und Wägens. Wahrscheinlich sind die ersten Glaubensboten von Westen her über die Pässe gedrungen. Nach Burgund und dem Wallis weisen die ersten Spuren. Lange Zeit wallfahrteten die Saaner talauswärts nach Retschmund (Rougemont, Rubei Montis), ihre Kirche unterstand der dortigen Propstei, der heilige Mauritius war ihr Schutzherr. Ausgesandte, Flüchtlinge der Thebäischen Legion sollen in den kaum begangenen Bergtälern das christliche Wort verkündet und Kirchen gegründet haben. Ihnen folgten andere, so Donat, Wendelins Sohn, der, wie die Legende weiss, mit seinem Lehrer Columban das Tal der Saane hinaufzog. Die Greyerzer Chronisten sehen in ihm den Grundsteinleger des Christentums im Saanenlande. Ihm wurde die Kirche von Oesch geweiht. Romanische Hirten, heisst es, stiessen hinter einem «dichten Walde» auf anderssprachige Leute: auf Alemannen, die sich an den beiden Simmen und an der obern Saane niedergelassen hatten.

1228 wird im Lausanner Kirchenverzeichnis das Gotteshaus von Duessimenes (Zweisimmen) genannt. Es bildete den geistlichen Mittelpunkt des innerwärts des Laubeggstaldens (der Talenge südlich von Garstatt) gelegenen Talgebietes. Die Kirche gehörte den Freiherren von Strättligen, die in früher Zeit auf dem «Mamerberg» (Mannenber) sass. Sie wachten über ihre Einkünfte, stellten den jeweiligen Priester dem Bischof vor und holten die Geistlichen aus dem Stift Amsoldingen, das in ihrem Gebiete lag.

Die Kirche ist vermutlich kurz nach 1200 entstanden. Sie bildete ein einfaches Langhaus mit Rechteckchor und erhielt zwischen 1350 und 1450 einen steinernen Turm. Das zu ihren Füssen gebreite Dorf dürfte vom 9. Jahrhundert an allmählich gewachsen sein. Östlich des Gotteshauses befand sich das Beinhaus, das zugleich als Kapelle diente, etwas untenher stand das Widemhaus an der «Wydenmatte», deren Ertrag für den Unterhalt der Dorfkirche bestimmt war. An der Verzweigung der grossen Talwege spendete ein Brunnen frisches Wasser, und in seiner Nähe schenkte eine Linde Schatten. Unter diesen Baum rief der Landesherr das Gericht zusammen.

1335 übertrug Junker Heinrich von Strättligen, Herr zu Laubegg, für 620 Pfund den Augustinern zu Interlaken das Kirchengut und Vogteirecht über die Zweisimmer Kirche. 1351 anerkannte der Bischof Franziskus von Lausanne diese Vereinigung und be-

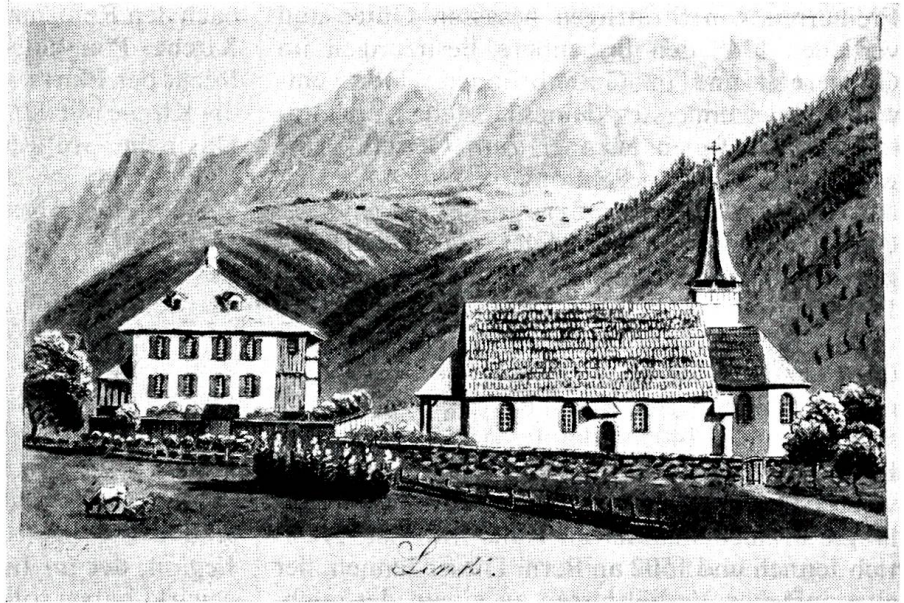
1335 übertrug Junker Heinrich von Strättligen, Herr zu Laubegg, für 620 Pfund den Augustinern zu Interlaken das Kirchengut und Vogteirecht über die Zweisimmer Kirche. 1351 anerkannte der Bischof Franziskus von Lausanne diese Vereinigung und be-



Zweisimmen

stimmte, dass ihm und seinen Nachfolgern bei der jeweiligen Erledigung des Leutpriesteramtes der neue, von den Mönchen erwählte Priester vorgestellt werde. Der Verwalter des Pfrundgutes bezog ein besonderes Schaffnerhaus, das vor der Reformation ein bubenbergisches Mannlehen war und in dessen gemauertem Erdgeschoss alter Überlieferung zufolge der Käsekeller eingerichtet war. Im 15. Jahrhundert baute die Gemeinde ein neues Pfarrhaus. 1431 und 1436 erhielt die Kirche zwei kostbare, noch erhaltene Glocken, die Agathenglocke, die man bei Sturm und Wetterschaden zog und deren Spruch das Feuer bannte, und die Messglocke. Die erstere läutet heute zum Mittag, die letztere zum Totenzuge.

Als 1453 Richardus Zerfluh namens der Mönche die Zweisimmer Kirche versah, besuchten Franz de Fuste, der Bischof von Granada, und Abt Heinrich von Albertis im Auftrage des geistlichen Oberhirten zu Lausanne das Gotteshaus an den beiden Simmen. Sie bemängelten allerlei, und die Dorfbewohner schritten bald darauf zu einem Neubau. Sie erweiterten das Langhaus, setzten Masswerkfenster in den Chor und wölbten unter Leitung Konrad Illucs (Illunc) eine stumpfwinklig gebrochene Decke über das Schiff und zogen sie beidseitig tief über die Mauern herunter. Ein feingearbeitetes Chorgetäfer und eindrucksvolle Figurescheiben bereicherten in den folgenden Jahren die Andachtsstätte. Die heute wieder freigelegten Wandmalereien entstanden in den Jahren 1470 bis 1480. Sie verbildlichen in knappen Darstellungen das Marienleben nach alten Quellen und zeigen Jesu Lebensgang, breit hinerzählt von einer andern Hand. Ein riesenhafter Christoffel, die Verkündigung Mariä und Georgs Kampf mit dem Drachen sind schwungvoll der von einem Vordach geschützten Westfassade aufgemalt.



Das Kirchlein «an der Lengg»

Wer heute von St. Stephan und Matten nach der Lenk heraufkommt, findet einen weiten, von Steilhängen umsäumten Talgrund, der mit zahlreichen Einzelhöfen übersät ist. Felsen steigen im Hintergrund auf, über dunklen Waldbändern ziehen sonnige Triften. Gletscher, Firne blenden aus der Ferne. Nicht immer dehnte sich hier der grüne Talboden aus. Eine Gletschermühle beim Burgbühl, Versteinerungen an der Seefluch reden eine andere Sprache. Die Sage berichtet, dass am Fusse eben dieser Fluh Ringe gefunden wurden, an denen die Vorfahren die Schiffe befestigt haben. Der weite Flachboden könnte gut ein altes Seebecken ausgefüllt haben. Im Mittelalter war er versumpft und mit Geschiebe beladen. «In den Rohren» heisst ein Talabschnitt südlich des Dorfes.

Die ersten Siedlungen entstanden längs des Gehängs, auf dem Anstieg zu den östlichen Eggen, Bühlen und Bergen. Auf dieser Seite führte von Bleiken her der alte Säumerpfad taleinwärts, um sich in der Gegend von Gutenbrunnen in den Rawil- und Hahnenmoosweg zu teilen. Über den erstern der beiden Pässe griffen einst die Raron ins Tal herüber, massten sich das Gericht an und behielten es, nachdem sie längst die simmeabwärts gelegenen Burgen wieder preisgeben mussten. Die

Freiherren von Strättligen besaßen Güter und verliehen 1348 den Bubenberg Besitzungen im Guggernell und in Gutenbrunnen. Dort entwickelte sich ein erstes kleines Dörfchen, dort trafen sich die freien Männer zum Gericht, dort gab es früh eine Kapelle. Longinus, einer der Thebäischen, soll nach der Sage in der Gegend das Christentum verkündet und der Lenk den Namen gegeben haben. Dunkel lastet über den ersten Jahrhunderten.

1441 starben die Raron aus, und Franz von Greyerz, deren Rechtsnachfolger, belehnte Heinrich von Bubenberg mit dem Rest ihres nachgelassenen Besitzes. 1465 verkaufte Adrian aus dieser Erbschaft das Gericht an der Lenk dem Landesvenner Peter Imobersteg, und von diesem gelangte es nacheinander an Hans Marmet, Heinrich Jenneli und 1502 an Bern. Dieser Jenneli, der aus einfachen Verhältnissen zu einem der reichsten Talbewohner aufstieg, schenkte den Bauern der Lenk den Grund und Boden zum Bau einer geräumigen Kirche. Nur dürftig nämlich versorgte der Kaplan von St. Stephan die Gemeinde mit den geistlichen Gütern. Jeweils am Freitag las er in der Kapelle die Messe, zur sonntäglichen Predigt mussten die Dörfler den Weg nach Zweisimmen nehmen. So bauten sie weiter hinten im Talgrund aus grösstenteils eigenen Mitteln die längst benötigte Kirche. 1505, Mittwoch vor dem Zehntausendritterttag, weihte sie Matthias Schiner als Stellvertreter des Bischofs von Lausanne ein. Bern und die benachbarten Landschaften stifteten Wappenscheiben und einen Vinzenz von Saragossa, dargestellt mit Palmwedel und Buch. Er versinnbildlichte die nahe Verbindung mit Bern, und vielleicht war er der Schutzherr des Gotteshauses.

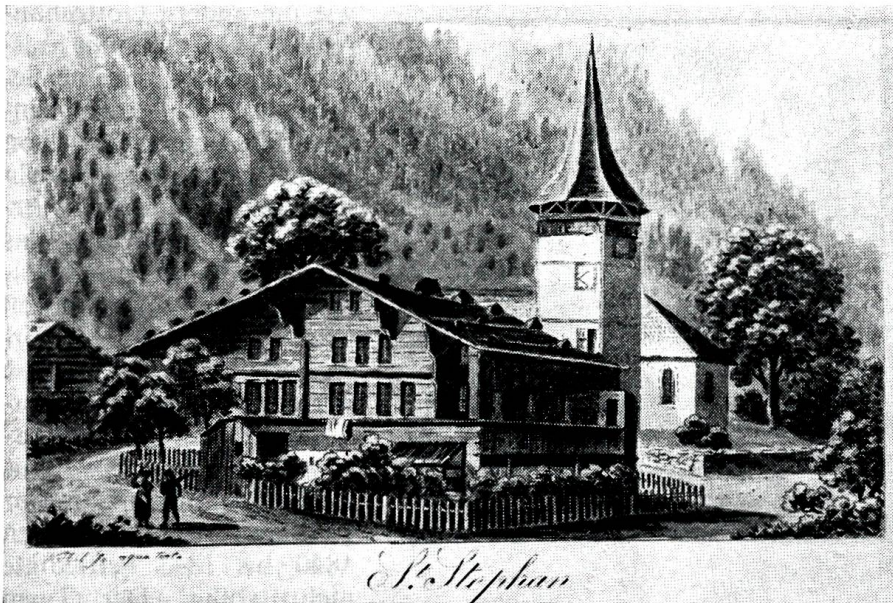
Da die Gutenbrunner Kapelle mit der Kirche zu St. Stephan dem Gotteshause in Zweisimmen zugehörte, das seinerseits im Besitze der Interlakner Chorherren war, so beanspruchten die Mönche das Recht, in der Lenk den Pfarrer einzusetzen. Das Dorf liess sich nicht dreinreden und wandte sich an Bern. Freitag vor Michaelis gewährte ihm der Rat das Recht, den Priester selbst zu bestimmen und dem Bischof vorzustellen. Ja die Gemeinde durfte den Priester beerben. 1516 erfolgte die endgültige Trennung von St. Stephan,

nach den Reformationstürmen traten die Lenker Kirche, Pfarrhaus und Pfrundgut mitsamt dem Recht der Pfarrwahl den Bernern ab. 1878 wurde die Kirche mit dem Dorfe ein Raub der Flammen. Das neue Gotteshaus hielt an die siebzig Jahre. 1949 wurde es als baufällig abgebrochen und machte einem Neubau, einer mächtigen Saalkirche, Platz.

Sankt Stephan

Die Kapelle zu St. Stephan – wahrscheinlich das «im Brand» gelegene «steinernes Haus» – galt früheren Geschlechtern als die älteste Andachtsstätte im Tale der Simme. Sie trug den Namen nach einem sagenhaften Krieger der Thebäischen Legion, der im Bergland gepredigt und Wunder gewirkt haben soll. Zahlreiche Gläubige pilgerten zu dem «hinter dem Schlegelholz» gelegenen Gnaden- und Wallfahrtsort, und eines Tages wurde die Kapelle zu eng. Die Talleute schritten zum Bau einer Kirche. Dies geschah vielleicht bereits im 12. oder 13. Jahrhundert. Um 1308 sind bauliche Arbeiten im Gang, der Rat von Bern gestattet das Sammeln von Gaben. Die neue Kirche wurde «im Ried» auf einer Anhöhe des linken Simmeufers aufgestellt, vorerst vielleicht noch ohne den festgemauerten, beinahe burgähnlich wirkenden Kirchturm.

Das Gotteshaus soll in den ersten Zeiten selbständig gewesen sein, fiel aber irgendeinmal in Abhängigkeit zur Zweisimmer Kirche. Mit dieser vergabte es 1335 Heinrich von Strättligen den Augustiner-Chorherren in Interlaken. Den Talleuten behagte diese doppelte Unterstellung wenig, sie wandten sich an Schultheiss und Rat, um ihre Filialkirche in eine selbständige Pfarre zu verwandeln. 1408 beschloss der Rat, dass in St. Stephan «ein jewesender Leutpriester von Zweisimmen entweder selbst oder durch seinen Helfer» an jedem Sonntag, Montag, Mittwoch und Freitag die Messe lesen solle. Die Einwohner hatten als Entgelt dem Kloster dessen Einkünfte an Gütern, Zinsen und Zehnten «unbekümmert» zu verabfolgen. Allfällige Klagen sollten sie beim Propst oder, wenn dieser sie nicht zufriedenstellte, beim Rate von Bern anbringen.



Wände, von denen ein bewegter Johannes der Täufer, eine Maria mit Kind und ein heiliger Stephanus heute wieder freigelegt sind. Die jüngste Instandsetzung versuchte, die Kirche von spätern Zutaten und Verunstaltungen zu befreien.

*Die Mauritiuskirche
in Boltigen*

Die Muschel des Simmentals nennt ein Schilderer der Landschaft das «wellenförmige und fächerartige» Gelände, das sich im Bogen der Stockhornkette zwischen

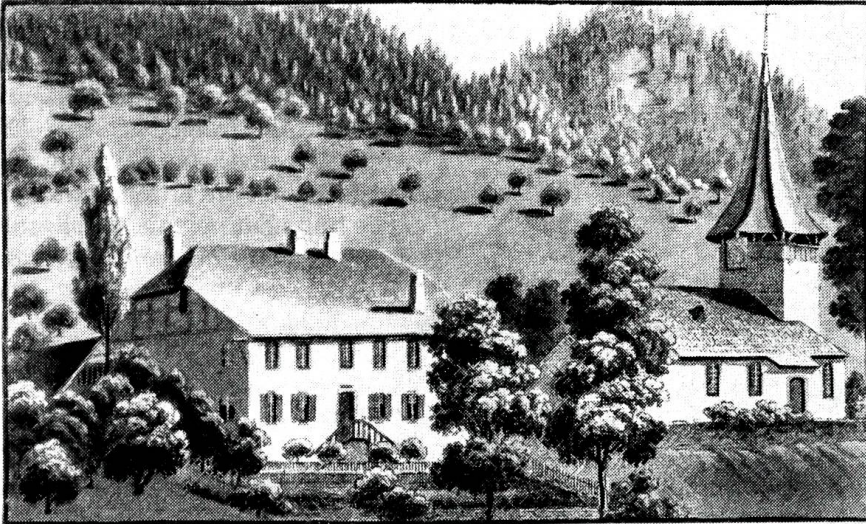
1429 erbat die Dorfleute von der Stadt Thun Seile, um die neue Glocke auf den «Wendelstein» zu ziehen, und nicht viel später sprach Papst Eugen IV. die Trennung des Gotteshauses von der Mutterkirche in Zweisimmen aus. St. Stephan sollte eine eigene Pfarrei bilden. Die Interlakner beharrten auf ihren Rechten. Das Konzil zu Basel entschied zugunsten des Tales. Ohne Erfolg. Im Besuchsdienstrod des Lausanner Bistums erschien St. Stephan 1453 noch immer als Filiale von Zweisimmen. Ein Schiedsgericht, dem Anton Bütschelbach, der Tschachtlan des Obersimmentals, vorstand, bestimmte 1525, dass der Ort kirchlich von Zweisimmen getrennt werde, einen eigenen Kirchherrn erhalte, weiterhin aber bei den Augustinern von Interlaken verbleibe. Das Kloster entschädigte darauf den Pfarrer von Zweisimmen, setzte dem Dorfe den ersten Kirchherrn und gab ihm den Zehnten zu Grodey und «an der Matten». Drei Jahre später mussten die Mönche auf ihre Rechte zu St. Stephan zugunsten des Staates verzichten.

Im Anfang des 16. Jahrhunderts erhielt der romanische Bau ein neues Gepräge. Jetzt entstand der spätgotische Chor mit dem Triumphbogen, kunstvoll in Tuffstein gearbeitete Fenster, wahrscheinlich auch die Flachdecke, die später einem Tonnengewölbe wich. Malereien schmückten die

den Simmenklusen von Boltigen bis Weissenbach hinstreckt. Im 6. und 7. Jahrhundert sind vermutlich die ersten germanischen Sippegenossen von den Gestaden des Wendelsees, des Thunersees, vom «Spitz» und von Honesche, den Höhen von Aeschi, talaufwärts in diese Gegend gedrungen.

Ist die dort gegründete Kapelle älter als die Simmenegg, die Burg, die einst talabwärts sich auf einem Felsen erhob? Es ist möglich, dass sich die an den Ufern der Simme zur Herrschaft gekommenen Raron am Eichstalden befestigt haben. Später wahrscheinlich gelang es einem Zweige der Strättlinger, den Talhals in ihre Zwinge zu bringen. Im 14. Jahrhundert hielten die Weissenburg hier Wacht, und von ihnen gelangte die Burg 1368 an den verschwägerten Thüring von Brandis, der mitsamt der neuen Herrschaft mit den Bernern ein Burgrecht einging.

Die Kirche wird 1228 im Bistumsverzeichnis von Lausanne aufgeführt und gilt als eine Gründung der Herren auf Simmenegg. Die mit ihr verknüpften Rechte, die Verwaltung der Einkünfte und die Vergünstigung, den Pfarrer zu setzen, standen dem Burgherrn zu, glitten dann und wann in äussere Hände und wechselten mit der jeweiligen Herrschaft den Besitzer. Schliesslich gelangten sie mitsamt der Feste an Bern. Dunkel legt sich über das frühere Schicksal des Kirch-



Bolliger.

leins, und zusammenhangslos nur leuchten einzelne Namen auf, Namen von Männern, die hier einer dürftigen Gemeinde die heiligen Gestalten des Christentums vor Augen führten, Liebe und Wohltun lehrten und jede Stunde des Erdenlebens unter den Schutz des allgegenwärtigen Richters und Allvaters stellten.

Die um 1510 entstandene neue Kirche war nach einer Beschreibung Pfarrer Schweizers «von ganz einfacher Bauart». Sie trug vielleicht zuerst bloss einen Dachreiter mit einem Messeglocklein und erhielt erst später den im Simmental üblichen festen Vierecktturm mit offenem Glockenstuhl und schindelgedecktem Spitzhelm. Guggisberg meldet für 1675 einen Neubau. In jener Zeit eines erstarkenden Staatskirchentums fällt auch der Bau des Pfarrhauses.

Unter einem grosszügig angelegten und mit einem Dächlein versehenen Torbogen hindurch betrat und betritt heute noch der Predigtgänger den an die Berglehne gebetteten Kirchhof, der ihn wie ein Vorhof aufnimmt und zur Stille, zum Besinnen stimmt. Ein paar Schritte, und er steht im Halbdunkel des Langhauses. Die Kirche enthielt einige kostbare Glasmalereien im Chor und besass eine seltene Glasscheibe mit einer Darstellung aus dem Manuelschen Fastnachtsspiel «Von Papst und Christi Gegensatz». Vermutlich war sie

wie die andern Gotteshäuser des Tales einst mit Fresken ausgemalt, mit einer lebendig zum Volke sprechenden Bilderbibel, die von Christi Taten, den Aposteln und ersten Blutzügen erzählte und wohl auch das Bild des thebäischen Glaubenshelden, unter dessen Schutz die Bauern die Kirche gestellt hatten, bewahrte.

Der alte Schmuck ist verschwunden, denn 1840 wurden Kirche und Pfarrhaus ein Raub der Flammen. Der Neubau aus den Jahren 1840 bis 1843 befriedigte nicht völlig. Der Turmschoss zu hoch auf, wirkte

hart und in den Verhältnissen unschön; er wurde denn auch 1966 durch einen neuen, auf die Landschaft abgestimmten ersetzt. Das Innere des Schiffes weist ein mächtiges Tonnengewölbe auf. Der rechteckige Chor liegt nicht ganz in der Achse. Er deutet das sich neigende Haupt Christi am Kreuze sinnbildhaft an.

Berswyl an der Zelg

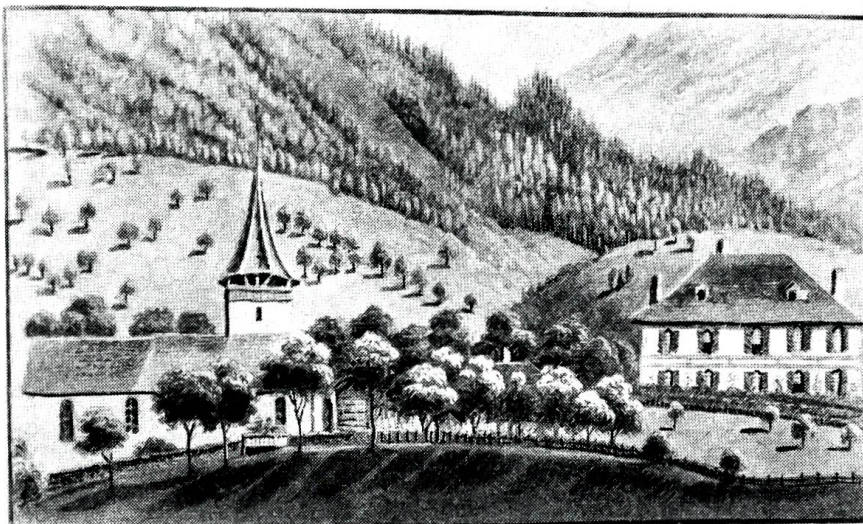
Erinnerungen an uralte Zeiten haften an der Gegend, an ein Heidenweidlein nahe bei der Haltestation der alten Post, an eine Heidenmauer, den «Rosenstein» der Sage. Kunde geht auch, dass das hiesige Gotteshaus auf einer altgermanischen Kultstätte errichtet worden sei, dass der neue Gott sich heimlich eingeschlichen und den alten aus dem Feld geschlagen habe. Ob das erste Kirchlein auf der sonnigen Terrasse stand, die zwischen dem Hüpbach und dem Lauigraben sich ausbreitet und den Blick schweifen lässt hinaus auf den Niesen, hinauf in die Boltiger Berge?

Berswyl an der Zelg hiess früher der Kirchenort, und Zelg nennt sich noch heute eine Häusergruppe westlich von Oberwil. Nicht weit talauf stürzt der Wüstenbach von den Bunfallweiden herunter, und hier, in der Nähe des «Guet-

wüschs», soll nach der Überlieferung die älteste Kirche die Gläubigen zum Gebet versammelt haben. Der Bach trug bei Sturmwetter Unmengen von Geröll und Sand, von Schiefer und Schlamm aus den Bergen herunter und deckte die Fluren. Nach der Sage fiel ihm das Dörflein Berswyl mitsamt dem Kirchlein zum Opfer.

Auf jeden Fall: Die Bergler zogen es vor, das Gotteshaus auf einen sichereren Platz zu stellen – hinein in die Mitte der Oberwiler Bäuert. Auch hier hält sich die Erinnerung an den Mauritius wach, und ihm wurde wie in der Nachbargemeinde die 1228 erwähnte Kirche geweiht. Die Freiherren von Weissenburg setzten als Besitzer des unteren Simmentals den Pfarrer, und 1326 übergaben sie «um ihr und ihrer Vorfahren Seelenheil willen» die kirchlichen Rechte der Propstei zu Terenschatten. Die Mönche mussten durch einen Klostergeistlichen oder eine «andere tüchtige Person» die Gemeinde betreuen und im Erledigungsfalle dem Bischof den neuen Seelsorger empfehlen. Sie erhielten dafür die Einkünfte aus dem Pfrundgut. Bis zur Aufhebung des Klösterchens übten sie in Oberwil die gottesdienstlichen Handlungen aus, dann fiel der Kirchensatz mit der Propstei an das Vinzenzenstift in Bern, 1528 an den Staat.

Die Kirche wurde in der Folge mehrmals umgebaut, das Pfarrhaus erhielt 1748 seine heutige Gestalt. Die verschiedenen Eingriffe verleihen der Kirche ein uneinheitliches Aussehen. Gelitten hat besonders der Chor. Seine Fenster wurden zugemauert, in die Rückwand ein Eingang gebrochen. Dadurch verliert dieser den besonders feierlichen gottesdienstlichen Handlungen vorbehaltene Raum die Weihe und den Sinn, den ihm frühere Geschlechter gaben. Noch ist manches da, das entzückt. So das Tonnengewölbe im Chor mit geschnitztem Bandwerk und einem Landschafts-

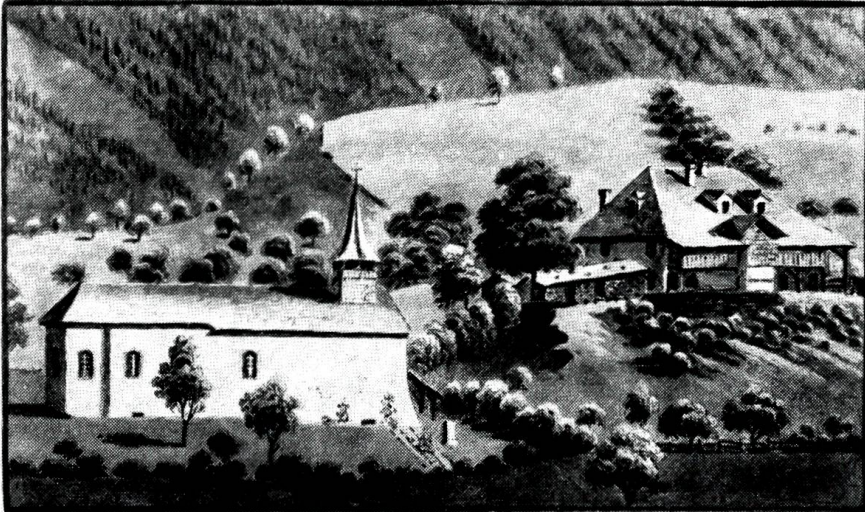


Oberwil im Simmental.

wappen in gotischen Formen, ein Taufstein aus der gleichen Zeit mit Rippen und Figurenresten. Über das vom westlichen Eingange bis zum Predigtstuhle leicht aufwärtslaufende Langhaus ist eine ebenfalls geschmückte Decke gezogen. Die mit Reliefs ausgestattete Kanzel stammt von 1620. Schöne holzgeschnittene Pfosten trugen in früheren Jahrhunderten die Portlaube, ein Christophorus mit geschultertem Christkind wacht an der mit einem Vorschirm versehenen Westfassade über das Gotteshaus. Im Turm hängen Glocken aus dem 15. Jahrhundert mit bildlichen Darstellungen.

Därstetten – Terenschatten

Die Mönche, die sich im Schatten der Hohfluh am Simmeufer niederliessen, waren auf die Regel des Augustinus verpflichtet. Sie hatten die Priesterweihe empfangen, die Mönchsgelübde abgelegt und hielten alle Güter gemein. In weissem Wollhemd und schwarzer Kutte versammelten sie sich zum Gebet, gingen im Garten ihrer Arbeit nach oder vertieften sich in die Schriften der Väter. Schweigend taten sie ihr Werk, mit «himmelwärts gewandtem Herzen». Der Orden ist im 11. Jahrhundert gegründet worden, Kloster und Kirche zu Därstetten entstanden im letzten Drittel des



D. Carlatten

zwölften. Rudolf I. von Weissenburg kommt als ihr Gründer in Frage.

1233 nahm Papst Gregor IX. die «Regulargeistlichen» zu Terenschatten in seinen Schutz, stattete das Kloster mit Rechten aus und entthob es der Zehntpflicht. Das der Maria geweihte Gotteshaus wurde zur Begräbniskirche der Herren auf Weissenburg. Diese und ihre Rechtsnachfolger, die Brandis, bestätigten später die vom Papste erlassenen Freiheiten. 1276 verkaufte das Kloster Selz der Propstei alle seine Eigen- und Lehengüter im Simmental, von der Port innerwärts Wimmis bis hinauf nach Berswyl und Boltigen. Vergabungen und Verkäufe aus den Händen einzelner Privater reihten sich an, Nutzungen und Güter zu Pfaffenried, Simmenegg und Erlenbach, Mühlzinse und Anteile an Alpen. Die Mönche gedachten dafür des Seelenheiles der Spender, lasen Messen für sie und ihre Vorfahren und nahmen sie ins Gebet auf.

Im späten Mittelalter zeigten sich Zeichen des Verfalls. Die geistliche Zucht liess nach, Streitigkeiten, wirtschaftliche Engpässe entstanden. Da das Kloster – wie es heisst – nicht in der Lage war, ein «nennenswertes geistiges Leben» zu entfalten und die Stadt Bern die kirchliche Gewalt zu zentralisieren suchte, verleibten Burger und Rat die Propstei dem neugegründeten Vinzenzenstift ein.

1486 bestätigte Papst Innozenz VIII. diese Vereinigung.

Vom Kloster (einem Holzbau?) wurden bis heute keine Überreste gefunden. Die Kirche hat sich unserer Zeit erhalten. Sie steht wie die Schwesterhäuser in der Nachbarschaft in West-Ost-Richtung, und im Frühlingspunkt erscheint die Sonne genau in der Fensterachse des Chors. Das Schiff ist schmal, und die wenigen romanischen Rundfenster führten ihm nur ein spärliches Licht zu. Im 14. Jahrhundert entstanden die Wandmalereien, von denen

eine Mariengruppe (Maria mit Kind zwischen zwei Bischöfen) und ein heiliger Christophorus gerettet werden konnten. Um 1420 wurde der romanische Chor mit Halbrund in ein Rechteck umgewandelt. Er erhielt ein Spitzbogenfenster und ist leicht gegen Südosten verschoben, so dass die Sonne jetzt nicht mehr am 21. März, sondern am 5. April, der Mitte zwischen den beiden äussersten Osterterminen, in der Fensterachse steht. Der gewölbte Chor hob sich früher betont vom Langhaus ab, im 13. Jahrhundert drückte eine durch die ganze Kirche gezogene Flachdecke die neuaufgekommene ausgleichende Volksfrömmigkeit aus. Priester und Laien – vor Gott standen sie gleich.

In der Reformation fiel die trennende Wand zwischen dem den Mönchen vorbehaltenen Teile und der dem Volke zugewiesenen Hälfte des Raumes. Im 17. Jahrhundert folgte eine Reihe weiterer Umbauten. Bis 1867 sass bloss ein Dachreiter auf der Kirche, dann wurde ein hölzernes Türmchen errichtet. Der Steinbau mit dem schlanken, schindelgedeckten Helm entstand 1926. In den Jahren 1964/1965 kam es zur Erneuerung der ganzen Kirche, bei der das wertvolle Alte nach Möglichkeit wieder hergestellt wurde.

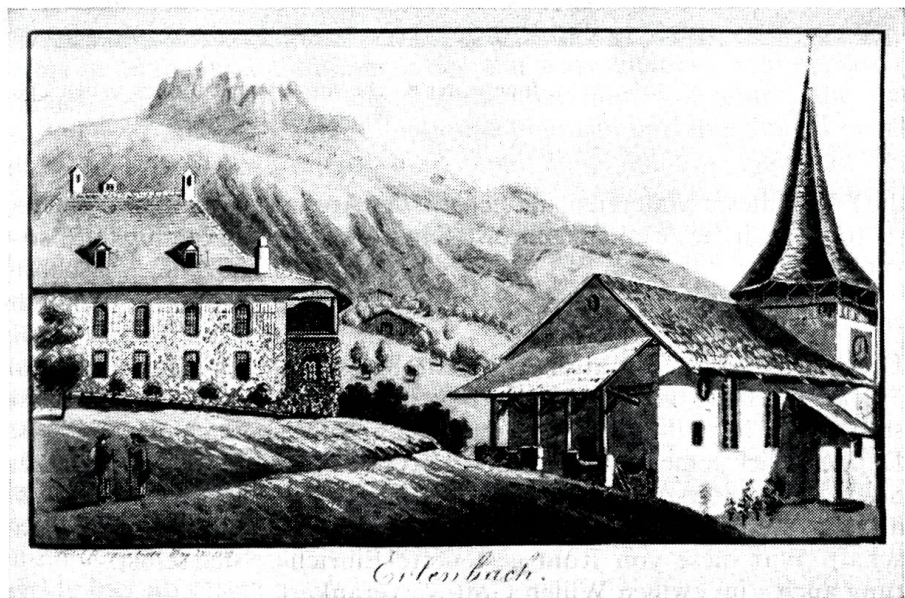
Die Kirche von Erlenbach und ihre Armenbibel

Erlenbach bildete den Hauptort der alten Herrschaft Niedersimmental. Urkundlich wird die Siedlung erstmals 1203/1204 erwähnt. Die Kirche wurde wahrscheinlich von den Freiherren von Erlenbach gestiftet, die in ihr wohl ihre Familiengruft besaßen. 1229 nennt sie das Lausanner Verzeichnis. Später folgten die Herren von Weissenburg dem angestammten Edelgeschlecht in dessen Rechten nach und hielten ihren Arm über das Gotteshaus. Sie gerieten 1303 mit den Bernern in Streit, und die Kirche wurde von den Auszögern der Stadt geplündert. 1330 traten die Weissenburg die Kirche gegen 1200 Pfund Berner Münze den Augustiner Chorherren auf dem Bödéli ab. Fortan besetzte das Kloster die Pfarre mit Geistlichen aus seinen Reihen. Der Bischof von Lausanne blieb kirchlicher Oberherr und liess 1417 und 1453 durch seine Vertrauensmänner die kirchlichen Verhältnisse in Erlenbach überprüfen. Mit der Reformation gelangte der Kirchensatz an Bern.

Eulogius Kiburger nennt den Erzengel Michael als Schutzherrn der Kirche. Es liesse sich auch an die Jungfrau Maria als Behüterin des Hauses denken. Wie die baulichen Untersuchungen nahelegen, gab es bereits in karolingischer Zeit eine kleinere kirchliche Anlage am gleichen Orte. Im 10. oder 11. Jahrhundert entstand der romanische Bau mit halbrundem Chorabschluss, im 13. Jahrhundert verlängerten die Erlenbacher das Schiff nach Osten und ersetzten die frühere Choranlage durch den heutigen viereckigen Turmchor. Der Turm selbst entstand nicht vor der zweiten Hälfte des 15. Jahrhunderts. Das Langhaus trug einst eine flache Holzdecke. Wahrscheinlich 1786/1787 führten die Handwerker die Mauern höher auf, um das noch vorhandene Tonnengewölbe einzu-

bauen. Gleichzeitig entstanden Chorgestühl, Kanzel und Empore.

Die Kirche enthält in der Südostecke des Schiffes Bruchstücke von Malereien aus dem 13. und 14. Jahrhundert. Der weitaus grösste Teil der Bilder stammt aus dem frühen 15. Jahrhundert. Eine *Biblia pauperum*, eine «Armenbibel», entfaltet sich im Chor und an der Nord- und Südwand. In drei übereinandergelegten Reihen sind rund dreissig Felder geordnet. Sie schenken uns ein hingemaltes Bilderbuch in einem Stile, der an der Schwelle von der Hoch- zur Spätgotik steht. Wir begegnen Adam und Eva, der Versuchung und dem Sündenfall und den daran sich knüpfenden Ereignissen, und wir finden den ganzen Erdenweg Christi von der Geburt im Stalle bis zum Kreuzigungstode und Besuch in der Vorhölle lebendig abgebildet. In der Nähe der Kanzel erscheint ein Christoffel in fürstlichem Kleide, wir sehen in der Leibung des Chorbogens die klugen und törichten Jungfrauen, von den Zwickeln des Chorgewölbes leuchten die Evangelistensymbole, ein Apostelfries läuft am Chorgemäuer hin. Ein Jüngstes Gericht, Christus als Weltenrichter rufen dem sich in Erinnerung, der die Stätte der Wortverkündigung verlässt. Draussen an der Westfassade beeindruckt ein mächtiger Christusträger den Gläubigen. Nach Italien, in den Norden laufen





Inneres der Kirche von Erlenbach. Blick in den Chor.
Photo H. A. Fischer, Bern

die Fäden dieser Malereien, die sich mit der Architektur der Kirche zu einem ausgewogenen Ganzen vereinen.

Im Zeichen der neuen Lehre

Die bernische Reformation ist nicht bloss das Werk einzelner vorwärtsdrängender Führergestalten. Es liegt ihr auch viel staatsmännisches Denken, viel gemeinsame Arbeit zugrunde. Die Stadt Bern unterstützte schon immer die Kirche als eine ihr notwendige Grundlage der Gesellschaft. War diese von Rom gesteuerte Einrichtung auch «im ewigen Willen Gottes» verankert

und diene sie in erster Linie der persönlichen Frömmigkeit, so half sie doch das politische, soziale, wirtschaftliche und geistige Leben untermauern. Wenn im ausgehenden Mittelalter die Stadt immer zahlreichere hoheitliche Rechte kirchlicher Herkunft an sich zu ziehen suchte, so behielt das Staatsbewusstsein dessen ungeachtet doch eine religiöse Färbung, und die Träger des Staates waren bemüht, die Übergriffe der weltlichen Gewalt aus kirchenrechtlichen Quellen abzuleiten. Der Staat ruhte noch keineswegs fest in sich selbst.

Selig machen konnte allein die Kirche. Sie galt als die Vermittlerin zwischen Gott und dem Menschen. Tod und Gerichtsangst, das Verlangen nach dem Heil, die Rettung aus der Unsicherheit irdischer Verhältnisse prägten den Menschen des späten Mittelalters, banden ihn an die überkommene Gemeinschaft oder trieben ihn hinaus ins Ungewisse, auf ungebahnten Pfad. Schritt um Schritt ging Bern diesen gefährlichen Weg. Sorgfältig wog es das Für und Wider, als Luthers Lehren einschlugen, Jörg Brunner zum Wort griff und Niklaus Manuel in seinen «Totenfressern» ein Gemälde der niedergehenden Kirche entwarf. Es lieh sein Ohr dem religiösen Gespräche, veranstaltete Volksanfragen und versicherte sich zuvor des Gehorsams der Bürger, bevor es 1528 das Reformationsmandat erliess. Hatte es aber einmal sichern Boden gewonnen, griff es fest im Lande durch, unterstützt von starken und freigesinnten Männern.

Im Simmentale fand es einen solchen im Erlenbacher Pfarrer Peter Kunz. Dieser war selbst ein Sohn des Tales, Bauer und Studierter in einem. Freimütig verkündete er von der Kanzel seine von einem jungen Geiste getragene religiöse Überzeugung, er wirkte in öffentlichen Versammlungen und gewann das untere Simmental für die Neuerungen. Ein Jahr vor der Schwenkung Berns beschloss die Landsgemeinde in der Kirche zu Erlenbach, es sei aller «ein heller Rat und Meinung, fürhin unseren Glauben, Hoffnung und Vertrauen in das war, luter, einig Wort Gottes zu setzen, was sich mit der waren, heiligen göttlichen Schrift des alten und des neuen Testaments mag erfinden». Jetzt wurden in der Talkirche die Messen abgeschafft, Heiligenbilder und Kirchenzierden entfernt. Kunz wurde später nach Zweisimmen geschickt, um sein Werk fortzusetzen, 1535 berief ihn der Rat als Pfarrer ans Münster in Bern.

In Därstetten predigten in der Zeit der Glaubensumwälzung Rudolf Karlen, der Vikar Christoph Institoris, seit 1529 Sebastian Städeli, später Peter Siber. In der bis 1527 von Erlenbach abhängigen Kirche von Diemtigen, deren Wohl auf die Weissenburger zurückgehende Gründung in das späte 13. oder in den Anfang des 14. Jahrhunderts fällt, hatte Kunz dem Evangelium den Boden bereitet. Hans am Heingarten wirkte hier als erster

Pfarrer im neuen Sinne, Johann Miltenberger unterschrieb 1528 die Berner Glaubenssätze. Mit der Beichte und Messe fielen auch die alten Glasscheiben im Schiff. In Oberwil verkündete seit 1524 der Prädikant Moritz Meister in freiheitlichem Sinne die Lehre. 1525 musste er sich vor dem Rate in Bern verantworten, weil er die lateinischen Taufen nicht gelten lassen wollte, bald aber nutzte die Obrigkeit die Kraft seines Wortes und Geistes und sandte ihn hinauf nach dem widerspenstigen Lenk und St. Stephan. In Oberwil führten Bhend und Johann Schmid Moritzens Arbeit weiter. Schmid unterschrieb 1528 die Thesen.

Im oberen Talteile hing die Bevölkerung härter am alten Glauben. Trat der Landesvenner Niklaus Lehnher in Wimmis eifrig für die Lehren Luthers und Zwinglis ein, so rief Bütschelbach, der Kastlan in Blankenburg: «Tod allen Neuerungen!» Ihn unterstützte der Zweisimmer Leutpriester Ulrich Ubert nach Kräften. So flog im Februar 1528 das Reformationsmandat! Als sich im April auf dem Bödéli die Klosterleute erhoben, sang man im Obersimmental in den Gassen und Schenken das «Interlacher-Lied». Man jagte die neugläubigen «Predicanten» zum Teufel und hielt ihnen vor, sie würden «gält von den Türken» empfangen. Der Rat wartete ab und berief im Sommer die obere Landschaft zum Landtag. Kein Mensch bekannte sich zu den gereinigten Lehren. Die «rechten Herren und alten Stöck» seien auf ihrer Seite, riefen die Altgesinnten. So willfahrte der Rat «usz Gnaden» und gestattete für die «sterbenden Nöde» Priester, die den Gläubigen «mit Predigen und Meszhalten versähen».

Mit schwachem Mehr nahm kurz darauf Boltigen die evangelische Lehre an und wurde «gleichförmig». Es kam zu Unruhen und Geläuf. Handfeste Kerle rotteten sich zusammen und brachen auf, um die Abtrünnigen zu bestrafen. Drei Wochen später fiel in Interlaken die Entscheidung. Die aufständischen Gotteshausleute mussten Frieden machen. Nun war auch im Simmental die «alte Sache» verloren. Der Rat liess Gnade und Grossmut walten, sandte tüchtige Pfarrer in die Berge und erklärte den obern Gemeinden in einem Schreiben: «Ir hand ... wolgesähen und gehört, wie gott sinen handel so wunderbarlich

gefördert hat, an alles blutvergiesen. Ime sye allein lob und dank geseit.»

Das Evangelium – «Munizipal und besonderes Stadtrecht»

«Die Schale war aus edlem Metall gegossen», so schreibt ein Geschichtsforscher des Tals, «wenn das Schicksal daran schlug, gab es einen tiefen reinen Klang.» Jetzt, nach der Reformation, galt es, die neuen Formen mit dem rechten Inhalt zu füllen, der das Volksgemüt «nach der schriftgemässen Lehre nähren und kräftigen» sollte. Der Gottesdienst wurde weniger auf Erbauung als auf Belehrung und «Einführung in die Bibelkenntnis» ausgerichtet. Jeder Pfarrer musste am Montag, Mittwoch und Freitag das Wort verkünden, und «Heimlicher» hatten dafür zu sorgen, dass während dieser Stunden Werkstätten, Wirtshäuser und Kramläden geschlossen blieben. Neben der Kinderlehre oder «Kinderbericht», an der auch Knechte und Mägde teilnehmen mussten, gab es viermal des Jahres eine besondere Erwachsenen-Unterweisung für «Hausväter und Hausmütter» und solche, «die zu wenig oder gar nicht in die Schule gegangen sind».

Seit der zweiten Hälfte des 16. Jahrhunderts führten die Pfarrer Rodel über Taufen, Admissionen, Trauungen und Beerdigungen. Der von den alten Propheten als «Geplärr» bezeichnete Kirchengesang verstummte für längere Zeit, die dörflichen Chorgerichte wachten über das tägliche Leben. Sie bestanden im Simmentale meistens aus sieben an der Landsgemeinde gewählten oder von ihr bestätigten ehrbaren Männern, die alle vierzehn Tage nach Schluss des Gottesdienstes im Chor der Kirche, später auch im Schulhaus oder Dorfwirtshaus ihre Sitzungen hielten. Kauf und Lauf lagen weitgehend in Händen dieser Körperschaften und wurden nach bestem Ermessen und ohne kriecherisches Benehmen vor den Mächtigen des Tales geregelt. Kauf und Lauf – auch was Leib und Seele anging. Der Rat öffnete zwar den Opfern fremder Unduldsamkeit die Tore seines Gebietes, die eigenen Untertanen aber hatten, wenn ihre Religiosität offenkundig von der staatlichen Kirche abwich, das bernische Gebiet zu verlassen.

Mit Sorge verfolgte man daher in Bern die Zunahme des Täuferiums, dessen Anhänger den Staat, die Zehnten und Zinse verwarfen und nach dem Muster der Urgemeinde die Güter unter sich teilten. Gegen Ende des 17. Jahrhunderts griffen diese umstürzlerischen Lehren auch im Simmental um sich. Die Neugetauften hielten geheime Versammlungen ab, verteilten ein eigenes «Concordanzenbüchli» und «Täuferglaubensbekenntnus» und standen mit den Leuten in Aeschi und dem Täuferapostel Isaac Kaufmann aus Steffisburg in Verbindung. Manch einer musste sich vor dem Kastlan verantworten und kam, wollte er nicht bekennen, in die Gefangenschaft, mancher zog in das freiere Holland oder über das grosse Wasser. Überschüssige Schweizerkraft beackerte fremden Boden.

Auch der Pietismus zog seine Spur. Im Simmental wirkte der gottergebene Schulmeister Ulrich Lutz. «Heimberger Brüder» suchten das Oberland auf, verzichteten auf Gesetzlichkeit und verlangten nach persönlichem Heile. Rudolf Gasser unterrichtete die Talleute in diesem Sinne. Von Deutschland her suchten Gruber, Gleim und Machonet die bernische Landschaft auf; Johann Friedrich Rock hielt Ansprachen «under vielen ungereimten gesticulationen und verträhungen des leibs» und gewann in Boltigen mit seinem Wort den Hans Graf für den Separatismus. In den 1720er Jahren fand der Student Samuel Schmidt in Erlenbach Anhang, in Diemtigen ragten die Schwestern Schweingruber durch besondere Frömmigkeit hervor. Der Schuhmacher Christen Müller in Boltigen rühmte sich seiner Offenbarungen und bildete einen Kreis von Gleichgesinnten um sich, in St. Stephan, in der Lenk, in Zweisimmen gab es «Inspirierte». Mehrere verweigerten den Huldigungseid und mussten in die Verbannung, Zurückgekehrte wurden «zu harter Arbeit» gewiesen, die aufdringliche Anna Schläppi führte man kurzerhand nach Bern und steckte sie in die Spinnstube.

Mehr oder minder gesunde Auswüchse – ihnen standen Versuche gegenüber, das erstarrende kirchliche Leben in den Bahnen herkömmlicher Ordnung zu erneuern. In Zweisimmen pflegte Johann Schiferli den neu zu Ehren gezogenen Gemeindegesang, und das gleiche tat Abraham

Bernet in der Lenk. Waisenhäuser entstanden. Pfarrer wie Karl Gruner in Boltigen, Gottlieb Samuel Lauterburg und Johann Jakob Bischof in der Lenk nahmen sich der Schule an, Daniel Fuetter in Zweisimmen glänzte durch seine Gelehrsamkeit, Johann Grimm schlug Predigt rekorde, und Samuel Sprüngli schrieb zum zweiten Reformationsjubiläum ein barockes Heldengedicht. Ein langer Weg führte vom obrigkeitlichen Staatskirchentum zur religiösen Volksgemeinschaft von heute, ein Weg nicht ohne Abirrung auf beiden Seiten, denken wir bloss an die Hexenverfolgungen und Hexengerichte, ein Weg, der vielleicht nie sein letztes Ziel erreicht, der aber Formen des Zusammenlebens schuf, die wohl kaum endgültig sind, aber doch stark genug, um Erschütterungen und Ausschreitungen einebnend aufzufangen. ne.

Die Abbildungen der Kirchen entstammen dem Werk von Jakob Samuel Weibel, 1771–1846, der in den Jahren 1822–1827 alle bernischen Kirchen und Pfarrhäuser in 160 kolorierten Kupferstichen dargestellt hat. Die vollständige Sammlung, aus der unsere Illustrationen entnommen sind, ist im Besitz der Bernischen Burgerbibliothek in Bern.

Spiel. Es geigte der Geiger kreuz und quer. Dazwischen hämmerte das hölzerne Klavier. Und wenn eine Taste stimmte, stimmte die Note nicht. Schlemmer blieb der Bissen im Halse stecken.

«Kellner», rief er, «schicken Sie doch den Geiger zu mir!» Der Geiger kam. «Womit kann ich dem Herrn dienen? Ein Lieblingslied?» – «Spielen Sie alles, was man bei Ihnen bestellt?» – «Alles, was der Herr wünschen.» – «Schön. Dann spielen Sie mal jetzt mit dem Klavierspieler eine Partie Karten, bis ich mit dem Essen fertig bin.»

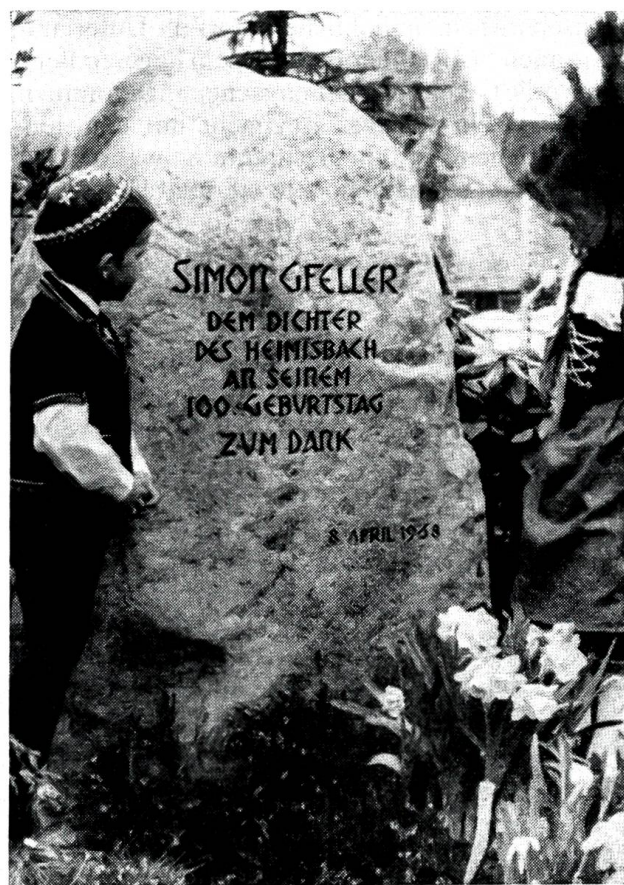
So ist's. «Wer hat es besser, der Kaffee oder der Tee?» – «Der Kaffee, er kann sich setzen, der Tee aber muss ziehen.»

Sichere Auskunft. Vor einer Statue im Park stehen zwei Handwerksburschen und schauen sie interessiert an. «Wenn ich nur wüsste, wer dieser Kerl ist», sagt der eine. Der andere rät ihm: «Schlag' ihm die Nase ab, dann steht's morgen in der Zeitung.»

OTTO ZINNIKER

Hohmatt

Auf freier Jurahöhe lag der gepflegte Bauernhof Hohmatt. Unter dem breit ausladenden Dach des Wohngebäudes fand die ganze Sippe der Lengacher Geborgenheit; in den angebauten Stallungen standen in Reih und Glied gesunde Pferde und Rinder, und im Koben grunzten die Mastschweine. Vater Hans Lengacher gebot als ungekrönter König über ein halbes Dutzend Söhne und Töchter und wachte über die Einhaltung uralten Brauchtums. Liebe zum angestammten



Dürrgraben am 7. September 1968 in Heimisbach umgetauft
Gedenkstein für Simon Gfeller, dessen Geburtstag sich am 8. April 1968 zum hundertsten Mal jährte. Aus seinem Werk ist der neue Name der Gemeinde entnommen.

Photopress-Bilderdienst, Zürich